

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Inbali Iserles

Foxcraft

Der König der Schneewölfe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1. Kapitel



Fuchs in Not beim Morgenrot, und am Abend ist er tot.

Der Spruch ging mir nicht aus dem Kopf. Pirie und ich hatten immer unsere Großma damit geärgert, aber das schien schon eine Ewigkeit her zu sein, wie in einer anderen Zeit ... Damals waren die Tage kürzer, das Leben leichter und die Dämmerung voller Abenteuer gewesen. Und Ma, Pa und Großma waren noch am Leben gewesen.

Dann waren die Gebrochenen aufgetaucht.

Und mein Bruder war verschwunden.

Und nichts war mehr wie vorher.

Der Wind heulte über die Tundra, und meine Pfo-

ten versanken tief im Schnee. Graue Wolkenfetzen jagten an den Sternen vorbei, und die Nacht war in ein unheimliches Licht getaucht. Die fallenden Flocken huschten hakenschlagend wie verängstigte Mäuse durch die Luft. Über den Schneeländen zog ein Sturm auf, und das Geheul des Windes übertönte sogar das Tosen des Zornigen Flusses.

Meine Pfotenabdrücke im Schnee folgten mir wie ein Schatten. Am Horizont erspähte ich einen Fichtenwald, die hohen Bäume zeichneten sich vor schneebedeckten Bergen deutlich ab. Unter ihren Zweigen würde ich vor dem Sturm Schutz finden.

Ein schrilles Aufheulen ließ mich herumfahren. Das Herz schlug mir bis zum Hals. War das nur der Wind gewesen oder etwas anderes?

Jemand anderes?

Die Schneelände erstreckten sich nach allen Richtungen, eine feindliche weiße Welt aus wirbelnden Flocken und eisiger Luft.

Das Reich der Schneewölfe.

Auch ihr Geheul wurde vom Sturm übertönt, und das dichte Schneetreiben hüllte die Landschaft in ein glitzerndes Fell. Ob Wölfe Taggeschöpfe waren, so wie Hunde? Oder jagten sie nachts? Ich wusste so wenig über unsere wilden Verwandten ...

Ich blinzelte energisch, aber es nützte nichts. Wenn hier irgendwo Wölfe umherstreiften, würde ich sie bei diesem Schneefall bestimmt nicht sehen. Auch der Wald vor mir war nur ein verschwommenes Gewirr aus dicken braunen Stämmen.

Ich reckte witternd die Schnauze. War Pirie in der Nähe? Doch die bitterkalte Luft trug mir nicht den kleinsten Anflug seines Geruches zu. Ich war in dieser Schneewüste ganz allein. Ich legte den Kopf schief und drehte die Ohren nach vorn. Vögel, Kaninchen, Käfer – irgendetwas davon musste es doch auch hier geben! Sogar das Große Knurren war voller Tauben und Mäuse, Käfer und Fliegen. Und voller Geräusche: die klackernden Pfoten der Pelzlosen, das Dröhnen des Todesweges ...

Gefrorene Flocken verfangen sich in meinen Wimpern und legten sich auf mein Fell. Welches Geschöpf wagte sich bei so einem Wetter nach draußen?

Ich schüttelte mich. Meine Pfoten waren schon ganz taub vor Kälte. Was hatte ich denn erwartet? Dass ich hier ankommen und sofort wissen würde, wohin ich musste? Siffrin hatte ganz recht gehabt, als er mich davon hatte abhalten wollen. Unwillkürlich drehte ich mich um. Inzwischen war der gutaussiehende Fuchs mit dem leuchtend roten Fell uner-

reichbar weit weg, denn er war am anderen Ufer des Zornigen Flusses, in den Wildlanden, zurückgeblieben. Nun musste er sich allein durchschlagen. Hoffentlich hatten ihn die Gebrochenen nicht geschnappt.

Bestimmt geht es ihm gut, redete ich mir ein. Schließlich beherrscht er Fuchsmagie.

Doch der Zweifel nagte an mir. Die Gebrochenen waren so viele! Und dann gab es ja noch die Narral, die Leibwache des Magiers, die in seinem Auftrag mordete – und das, anders als die Gebrochenen, aus freien Stücken. Die Narral waren Meister der Fuchsmagie und würden Siffrins Tricks mühelos durchschauen.

Ich atmete tief durch. Ich *musste* daran glauben, dass es ihm gutging.

Mit gesenktem Kopf lief ich weiter. Der Wind zerzauste mein Fell und strich schneidend über meine Haut. Wie lange konnte ich in dieser Eiseskälte durchhalten? Das Maa, das mir die Ältesten gespendet hatten, hatte ich verbraucht, als ich mich in den Vogel verwandelt hatte. Ich rief mir ins Gedächtnis zurück, wie ich als ein Geschöpf mit Flügeln und Federn über die Wildlande geglitten war. Es war herrlich gewesen, als mich der Wind hoch über die Welt hinweggetragen hatte.

Doch dann hatte sich der Wa'akkir-Zauber verflüchtigt, und ich war abgestürzt.

War wie ein Stein vom Himmel und ins Wasser gefallen.

War durch die Stromschnellen gespült und ans Ufer geschleudert worden, in ein Land der eisigen Stürme, das Malinta nicht kannte.

Meine Pfoten rutschten aus. Ich schlitterte ein Stück vorwärts und schlug mit der Schnauze auf dem gefrorenen Boden auf. Das knirschende Weiß hüllte mich ein, und ich schloss die Augen.

Fuchs in Not ...

Ich war selbst an meiner Notlage schuld, denn schließlich hatte ich mich freiwillig ohne Begleitung in die Schneelände begeben. Ich hatte vorher nicht darüber nachgedacht, ob das vernünftig war – ich hatte überhaupt nicht nachgedacht. Ich hatte mir allen Ernstes eingebildet, ich könnte in dieser endlosen Tundra meinen Bruder wiederfinden, ich, die ich mit Schnee und Eis überhaupt nicht vertraut war.

Von diesem Gedanken getrieben, hatte ich die Wildlandfüchse verlassen, obwohl die Ältesten geschwächt waren und die Finsterlande sich immer weiter ausbreiteten. Aber was hätte ich dagegen unternehmen können? Trotzdem ließ das schlechte Ge-

wissen mein Fell kribbeln. Ich hatte die Ältesten im Stich gelassen, und jetzt mussten sie es ohne meine Unterstützung mit dem Magier aufnehmen.

Winselnd rappelte ich mich wieder hoch. Meine Flanken zitterten vor Kälte, und der Schnee lag inzwischen so hoch, dass ich kaum noch darüber hinwegspähen konnte. Der Wald, auf den ich zugehalten hatte, war schon nicht mehr zu erkennen. Verzweiflung stieg in mir auf. Das Schneetreiben verschluckte alles, sogar die Berggipfel hoben sich nicht mehr vom dunkelgrauen Himmel ab.

Als ich mich umdrehte, stellte ich fest, dass auch meine eigenen Spuren vom Flussufer bis hierher zugeweht wurden und schon fast verschwunden waren.

Bald bin ich auch verschwunden.

Ich war eben erst hier angekommen, und schon hatten mich die unbarmherzigen Schneelände bezwungen.

Nein!, dachte ich. Wut durchströmte mich und wärmte meine Pfoten. Ich riss mich zusammen und tappte weiter durch den brusthohen Schnee, aber ich hatte die Orientierung verloren.

Der Wind klang wie Fuchsgeheul.

Dort entlang!

Ich stellte die Ohren auf. Hatte da jemand zu mir

gesprochen? Ich lief in die Richtung, aus der der Zuruf gekommen war, doch eine hohe Schneewehe versperrte mir den Weg. Durch das Flockentreiben konnte ich darin eine niedrige Höhle ausmachen. Aufatmend schlüpfte ich hinein und schlang den Schwanz um mich. Hier drinnen war es einigermaßen windgeschützt, und die Kälte war auszuhalten. Ich würde abwarten, bis sich der Sturm gelegt hatte, und dann die Suche nach meinem Bruder fortsetzen, auch wenn ich keine Ahnung hatte, wie und wo ich ihn suchen sollte. Aber mir würde schon etwas einfallen.

Als ich tief und fest eingeschlafen war, entführte mich der Sturm in die Lüfte und trug mich bis über die Wolken. Wie der riesige Vogel schwebte ich wieder hoch über die Wildlande und das Große Knurren hinweg, dann setzte mich der Sturm auf einer Wiese ab. Hier war es wunderbar friedlich. Vögel zwitscherten und trillerten in den Bäumen, und Insekten krabbelten durchs hohe Gras. Die Sonne kitzelte mich in der Nase und ließ meine Schnurrhaare schimmern. Ich hatte das eigenartige Gefühl, dass ich schon einmal hier gewesen war, aber die Wiese der Wildlandfüchse konnte es nicht sein, denn in der Ferne hörte man den

Todesweg, und am Horizont ragten große, graue Pelzlosenbaue empor.

Es ist lange her, Isla. Großma tauchte aus dem Gras auf.

Mein Herz machte einen freudigen Satz, und ich rannte ihr entgegen.

Sie legte die gescheckte Schnauze an meine Nase.

»Ich wünschte, du wärst niemals fortgegangen, Großma.«

Das geht mir genauso. Aber manchmal geschieht etwas Unvorhergesehenes.

»Du hast immer gesagt, wenn wir in der Nähe unseres Baus bleiben, kann uns nichts passieren. Das hast du Pirie und mir versprochen!«

Aber du bist nicht in der Nähe geblieben, stimmt's? Sie löste sich von mir und suchte meinen Blick. Meine Schwanzspitze zuckte nervös.

»Ich war nur auf dem Wildpfad! Und ich wollte auch nicht lange wegbleiben. Ich dachte, du merkst es gar nicht ...«

Und Pirie?

Ich blinzelte. »Der ist nicht mitgekommen.«

Aber zum Bau ist er auch nicht zurückgekehrt. Er ist genauso verschwunden wie du.

Ich senkte beschämt den Kopf. »Tut mir leid!«,

winselte ich kläglich. »Wir waren unartig. Wir haben nicht auf euch gehört und sind alleine losgezogen!«

Darüber bin ich sehr froh.

Ich blickte erstaunt auf.

Natürlich bin ich froh darüber, denn das hat euch das Leben gerettet.

Ich ließ wieder den Kopf hängen. Ich hätte bei meiner Familie sein sollen, als die Gebrochenen kamen. Ich hätte kämpfen sollen.

Du kannst nichts dafür, dass es so gekommen ist, sagte Großma, als könnte sie Gedanken lesen. Du hast die Gebrochenen ja nicht zu uns geführt.

»Zu euch geführt?«, fragte ich verwundert, dann überwältigte mich abermals der Kummer.

Auf einmal herrschte ringsum tiefste Stille. Das Donnern des Todeswegs war verklungen, das Vogelgezwitscher verstummt. Ich machte die Vorderläufe lang und fuhr die Krallen aus, als könnte ich so den Traum festhalten.

»Großma?«

Eisige Kälte durchfuhr mich, meine Augen klappen auf, und ich schauderte fröstelnd. Vom Liegen auf dem gefrorenen Höhlenboden tat mir alles weh. Ich musste mich erst darauf besinnen, wie ich hierhergekommen war, doch dann wälzte ich mich auf die Seite,

stand auf und tappte steifbeinig zum Ausgang der Höhle. Der Sturm hatte sich über Nacht gelegt, goldene Lichtstrahlen durchbohrten den dunklen Horizont. Nichts regte sich, nicht mal eine Schneeflocke.

Als ich den Blick über die Tundra gleiten ließ, kribbelten meine Ohren. Die Stille hatte eine Farbe – ungebrochenes, unendliches Weiß, das über die fernen Berge kroch, den Fichtenwald einhüllte und mich unbarmherzig ins Fell zwickte.

Frostkristalle hingen in der Luft, und das Morgenlicht auf dem Schnee blendete mich. Die Nebelwölkchen meines Atems waren weit und breit das Einzige, das sich bewegte.

Pfoten knirschten im Schnee und ließen den Boden erbeben. Ich spähte erschrocken aus meinem Unterschlupf. Einen Augenblick lang hörte und spürte ich sie nur, dann tauchten sie hinter den Schneewehen auf – drei riesengroße Wölfe mit gedrunghenen Schnauzen. Ihr Fell war zottig, an ihren kraftvollen Läufen wölbten sich die Muskeln. Ihr Anblick verschlug mir den Atem. War der Wolf im Großen Knurren auch so riesig gewesen? Mager war er gewesen und hatte schütteres Fell gehabt, doch diese drei hier waren breitschultrig und wohlgenährt, hatten glänzende Augen und blanke Schnauzen.

Ich drückte mich rasch an die Höhlenwand.

Sie dürfen mich nicht sehen!

Hoffentlich hatte der Schneesturm meine Spuren endgültig verwischt. Mit klopfendem Herzen dachte ich an den Gang, der durch den Berg in den Wildlanden geführt hatte. Ob diese Höhle hier auch noch einen anderen Ausgang hatte? Doch als ich die hintere Wand beschnüffelte, traf meine Schnauze nur auf hartes Gestein, das mit funkelndem Eis überzogen war.

Ins Freie hinaus traute ich mich nicht, weil die Wölfe bestimmt noch in der Nähe waren. In all dem Weiß machte mich mein rötliches Fell zur leichten Beute. Hier drin sah mich wenigstens niemand. Nein, ich würde weiter abwarten, aber vorsichtshalber mit gespitzten Ohren. Wenn sich drei so große Geschöpfe näherten, würde ich es bestimmt hören.

Schaue! Lausche! Warte!

Ich schärfte all meine Sinne.

Es knirschte im Schnee, ein Schatten glitt über die Felswand.

Ich fuhr herum.

Die drei Wölfe standen direkt vor der Höhle. Sofort setzte ich mich auf die Hinterläufe und rezitierte den alten Zauberspruch: »Was sichtbar ist, verblasse.

Was spürbar ist, vergehe. Was Knochen ist, werde biegsam. Was Fell ist, werde Luft.«

Nichts geschah. Ich starrte beschwörend auf meine Pfoten, doch sie hoben sich unverändert schwarz vom Höhlenboden ab.

Mein Maa reicht nicht aus!

Mein Nackenfell sträubte sich wie Stacheln, ich sprang auf und wich zurück. Die Wölfe versperren den Ausgang, zum Fliehen war es zu spät.

Der mittlere Wolf war so weiß wie der Schnee. »Wer ist das denn?«, fragte er.

Seine beiden Gefährten schoben sich mit gesenkten Köpfen und angelegten Ohren näher heran. Die Höhle versank in ihren Schatten.

Der zweite Wolf hatte struppiges grauweißes Fell. »Ein Eindringling«, erwiderte er finster.

Der Weiße krauste die Nase. »Wer wagt sich ohne unsere Erlaubnis in unser Revier?«

»Das wollte ich nicht«, brachte ich erstickt heraus. »Ich komme nicht aus den Schneeländen und konnte nicht wissen, dass hier euer Revier ist.«

»Du erdreistest dich, mir ungefragt zu antworten, du unverschämtes Ding?«, knurrte der Weiße. »Hat man dir nicht beigebracht, wie man sich gegenüber einem Ranghöheren verhält?« Er zog abfällig die Lef-

zen nach unten. »Du bist hier nicht einfach nur in den Schneeländen, sondern im Klauenbischar, dem größten Bischar, das es gibt! Hier gilt zu Luft und zu Lande unser Gesetz, und du ...«, sein eisiger Blick musterte mich von oben bis unten, »... bist ein Eindringling – ganz gleich, was du behauptest. Wer die Grenzen unseres Reviers verletzt, der wird bestraft.«

Der dritte Wolf – ein Weibchen – machte einen Schritt auf mich zu. Nur die Spitzen ihrer Ohren und ihre Schwanzspitze waren silbergrau, sonst war auch sie ganz weiß, und ihre großen Augen leuchteten himmelblau. »Soll ich ihr die Kehle durchbeißen, Baron Mirraklaue?« Sie fletschte die beeindruckenden Zähne.

Der Weiße wandte sich ab, als langweilte ihn das Ganze bereits. »Nur zu«, knurrte er über die Schulter. »Ihr Blut wird anderen eine Warnung sein.«